

Grand Island Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebraska.

Blutige Studentenstreiche.

Der kürzlich aus Yhaca, N. Y., gemeldete „Studentenstreich“ hat ein neues erschreckendes Bild auf die Hochschule geworfen, welche in den Kreisen der akademischen Jugend dieses Landes herrscht. Die „Fresenius“ an der Cornell-Universität in Yhaca hatten ein Bankett feiern wollen und waren schon auf dem Wege zur Festhalle von den Sophomoren mit Steinen, faulen Eiern und anderen Gegenständen bombardiert worden. Während die „Fresenius“ einige Hundert an der Zahl, um Mitternacht am Bankettstische saßen, durchdrang plötzlich ein entsetzlicher Gestank den ganzen Saal. Eine Anzahl „Fresenius“ wurde bewußtlos und mußten nach benachbarten Käden geschafft werden, um dort Verze zu ihnen zu rufen. Eine farbige Wirtin, welche ebenfalls ohnmächtig aus dem Saale getragen wurde, starb bald darauf. Es stellte sich heraus, daß der Gestank von Chlorgas herrührte, welches aus mehreren großen Gefäßen, die in einem unter dem Bankettsaale gelegenen Zimmer standen, durch Gummiröhren in den Saal geleitet worden war. Auch fand es sich, daß Äsopetida und andere gefährliche Dinge in die Speisen der „Fresenius“ geworfen worden waren. Gegen die verdächtigen Sophomoren wurde eine Untersuchung eingeleitet, doch scheint sie aus politischen Gründen im Sande verlaufen zu wollen.

Studentenkränalle und „Ausführungen“, bei denen eine oder mehrere Personen ihr Leben ließen, sind in der Geschichte der amerikanischen Hochschulen übrigens nichts Neues. Hören wir, was die New Yorker „Sun“ unter anderem von der Yale-Universität zu vermelden weiß: Am Abend des 16. März 1854 begaben sich etwa ein Dutzend Yale-Studenten in New Haven in Roman's Athenaeum, um dort einer theatralischen Vorstellung beizuwohnen. Sie gerieten in der Gallerie des Gebäudes mit mehreren männlichen Angehörigen der Stadt in einen Disput, der auf der Straße in eine regelrechte Meuterei ausartete. Die Studenten ließen ihre Klaffenrufe ergellen, die Städter suchten durch Schreien ihre Freunde herbeizulocken. Die Polizei beendigte den Kampf, indem sie mehrere Studenten und „Townies“ einsteckte. Die Revolanten wurden vom Richter unter dem Verprechen entlassen, hinfür Ruhe zu halten. Am nächsten Abende hatten sich ungefähr 40 oder 50 Studenten in dem Theater in herausfordernder Weise eingefunden. Vor dem Gebäude versammelten sich etwa zehn Mal so viel „Townies“, welche durch einen falschen Feueralarm noch die Feuerwehrlente herbeigeführt, so daß die Menge auf 1200 Köpfe anwuchs. Durch Schreien forderte dieselbe die Studenten auf, aus dem Theater herauszukommen. In Folge einer Anordnung des Polizeikapitans verließen die letzteren das Gebäude paarweise, bis sie die Trinitykirche erreichten, wo sie College-Gefänge einstimmten. Dies schien den Studenten auf den Herzen gefolgten Wob in Wuth zu versetzen. Am nächsten Augenblicke regnete es Steine, Knüttel und Backsteinstücke auf die Studenten nieder, wobei einige derselben verwundet wurden. Der Janhagel trieb die Studenten auf das Trottoir und mehrere Pistolenstöße wurden gewechselt. In der Mitte der Straße stürzte ein Mann zu Boden und starb nach wenigen Minuten. Es stellte sich heraus, daß er mit einem großen Dolchmesser einen Stich in's Herz erhalten hatte. Die Studenten eilten nach ihren College-Gebäuden, während einige von dem Wob aus den Artilleriebaracken zwei kleine Kanonen holten, dieselben mit Pulver, Ketten und Abfallerisen luden und nach dem College-Hofe zogen. Eine mit dem Bürgermeister an der Spitze erscheinende Polizeibehörde versuchte die Ruhe wieder herzustellen, doch verließ der Wob den College-Hof nicht eher, als bis die sämtlichen Fenster des einen College-Gebäudes zertrümmert waren. Es hat nicht ermittelt werden können, ob der erwähnte tödliche Dolchstoß von einem Studenten oder einem aus dem Wob herrührte. Als mutmaßlichen Täter bezeichnete man einen Studenten, welcher nach dem Aufzuge die Stadt verließ.

Bei einer Prigeelei zwischen Feuerwehrlenten und Studenten, muthwillig von Letzteren hervorgerufen, in New Haven am 9. Februar 1858 wurden mehrere der Studenten schwer verwundet, während ein Feuerwehrlente einen Schuß empfing, dem er am nächsten Tage erlag. Auch in diesem Falle gelang die Entdeckung des Täters nicht. Man vermuthete als solchen einen Studenten der Klasse von 1859, der später in einer Schlacht des Bürgerkrieges fiel. Den Tod eines „Townie“, sowie die schwere Verwundung eines Studenten waren die Folgen einer Balgerei, die sich am 3. November 1860 zwischen Studenten der Yale-Universität und männlichen Angehörigen von New Haven ereignete. Der „Townie“ hatte einen Stich erhalten, an dem er am darauffolgenden Tage starb. Es wurden damals drei Studenten gefänglich eingezogen, von denen zwei vom Gericht freigesprochen wurden. Der dritte wurde unter \$2500 Bürgschaft gestellt, welche Summe er verwirkte, indem er das Land verließ.

Auch ein Yale-Universitätstlehrer büßte vor nunmehr 17 Jahren das Leben infolge der Brutalität eines dortigen Studenten ein. Er verfolgte eine Anzahl Sophomoren, welche in der Nacht mit Steinen nach den Fenstern der College-Gebäude warfen. Raum hatte er einen eingeholt und zu Boden geworfen, als er drei Messerstücke in der Brust hatte. Da Wundfieber eintrat, so war der Mann nach einer Woche eine Leiche. Der schuldige Student wurde für ein Jahr unter \$5000 Bürgschaft gestellt, nach welcher Zeit er sich nicht zur Verhandlung stellte. Er behauptete stets, die Verwundung des Lehrers sei durch Zufall erfolgt, da dieser in sein, des Studenten, Messer gefallen sei.

Die angeführten Beispiele dürften zur Genüge darthun, daß es wohl hoch an der Zeit ist, den akademischen „Rowdies“ die Zügel etwas sehr straff anzuziehen.

Der Musikantenmarkt in Paris.

Ein Pariser Korrespondent schreibt: Die jetzt den Namen des Petits-Carreau führende Straße, welche das alte Paris durchschneidet, bildete seit uralten Zeiten den Versammlungsort von Gaultiers, Spielleuten und Volksängern, die dort unter freiem Himmel, unbekümmert ob schön, ob Regen, gebuldig der Unternehmer öffentlicher Vergnügungen und ihrer Engagementsanträge warteten. Auch heute befindet sich dieser historische Musikantenmarkt dort und jeden Sonntag Vormittags kann man zwischen acht und zehn Uhr die interessantesten Typen der beschäftigungslosen Berufs- und Gelegenheitsmusikanten mitten auf der Straße herumhanteln und umherwandeln sehen. Vor Festtagen, wie zur Weihnachtszeit oder am Vortage des Neujahrstages, ist diese eigenartige Borse besonders stark besucht, und das Bild, das da das „Carreau“ bietet, ist ebenso lebhaft als pittoresk. Da erscheinen langmächtige, hagere oder dicke Gestalten mit breitfrägen Kniehaken, mit alterthümlichen Cylindern und Jeder trägt, in einen grünen oder schwarzen Saal gehüllt, einen mystischen Gegenstand von sonderbarer Form, der sich als Klarinette, Sagott, Geige oder Flügelhorn entpuppt.

Unter diesen musikalischen Differenzen bewegen sich Dirigenten von steinernen Musikstapeln, „Vergnügungsbirektoren“, Pächter von Cafe Chantants, eifrig nach dem richtigen Mann oder nach einem gut zusammenpassenden Quartett fahndend. Hat der Sünder das Richtige gefunden, dann begibt er sich in den nahegelegenen Weinladen Richard, und bei einer Flasche Wein wird nun über den Preis gehandelt und gefeilt. Die Preise variiren natürlich je nach den Leistungen. Ein erster Geiger oder Violoncellist erhält gewöhnlich für den Abend 14 bis 15 Francs; Flöte, Kontrabaß, Klarinette oder Sagott haben geringeren Anwerth; die Beherrscher dieser Instrumente erzielen bloß 10 bis 12 Francs. Noch geringer wird die Kunst des Trommelschlagens bewerthet: ein Tambour erhält bloß 7 bis 8 Francs per Abend. Dieser traditionelle Straßenmarkt hat nun einen Feind gefunden, und zwar in der Person eines Herrn M. L., der in der Absicht, Nachfrage und Angebot in moderner Weise zu reguliren, ein Vermittlungsbureau eröffnete, welches „den Käufern aller Instrumentengattungen“ unentgeltlich Arbeit verschaffen soll. Dieser läugne Neuerer ist Tischler, Musiker und Musikclown.

„Ich habe“, sagt er von sich, „aus allen möglichen Gegenständen der Welt bereits harmonische Töne herausgejagt: aus Flaschen, Kieselsteinen, Glöden, ja auch schon aus Kasserolen und Bratpfannen einmal. Wenn nichts kann meiner Musikmanie widerstehen, und mir scheint, diese Dinge sind meine Mission.“ — In sehr kummervollen Tönen beklagte Herr M. L. dann den Verfall der Musik. „Ja, mit der geht's zu Ende!“ klagt er. „Als Posaunen- oder Klapphornbläser verdiente ich mir einmal abends 10, 12 Francs, aber die Gelegenheit, meine Talente auf diesen zwei Instrumenten zu beweisen, wurde immer seltener. Man tanzt nicht mehr, mein Herr, man tanzt nicht mehr! Und dann die Militärkapellen! Es ist eine entsetzliche Konkurrenz. Uns sind nur einige gute Köpfe geblieben, wie die Ausflüge im Sommer; das sind lustige Leute, die Ausflüger, die uns mitnehmen, sie machen sich nichts daraus, wenn man statt eines F etwa ein Fils hören läßt! Die Hauptsache ist nur fest d'reinblauen.“ — Der Meister vom Hobel, von der Posaune und dem Piffon erzählte noch manches Arge vom Leben seines Standes, dann von dem schlechten Gang auch seines Vermittlungsbureaus. Dann griff er feuzend wieder zum Hobel.

Vom Tonsinn der Mäuse. Es ist eine alte Geschichte, daß die Maus Tonsinn besitzt und die Musik liebt, aber wohlverstanden nur gute Musik. Triviale Weisen und Geklimper locken sie aus ihrem Versteck nie hervor, schmelzende Töne jedoch ziehen sie mächtig an und lassen sie selbst ihre angeborene Menschenscheu vergessen. Vier Herren, die eines schönen Sommertages in einem Gartenhause unter anderem auch das herrliche Adagio aus Mozarts Quartett in G-moll spielten, haben Obiges zu ihrem Erfreuen bestätigt. Raum waren nämlich die ersten Töne des Adagios erklingen, da näherte sich aus einem in der Zimmerdecke befindlichen Loch kommend, allmählig eine Maus, setzte sich dicht vor den Violinspieler hin und hörte aufmerksam zu. Es war ein reizendes Bild, das jedoch sofort verschwand, als das Spiel zu Ende war. Am das Mäuschen noch einmal zu sehen, spielten die Herren andere Weisen, allein siehe da, die kleine „Graue“ kam erst dann wieder zum Vorschein, als nochmals die lieblichen Töne des Adagio erklangen.

Vom Perpetuum Mobile.

Ueber das Perpetuum Mobile veröffentlicht das Patent- und technische Bureau von Richard Lüders in Götting eine Abhandlung, die wenig ermutigend für Diejenigen sein dürfte, welche die Lösung dieses Problems zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben. Das Bureau schreibt:

Der Erfinder des Perpetuum Mobile ist ein Mann, dem eigentlich nicht zu helfen ist, und wo sich der Gedanke einmal festgesetzt hat, das Problem dieser Wundermaschine zu lösen, ist es gewöhnlich vergebliche Mühe, den Gläubigen an das Wunderding zu einem Thomas zu belehren.

Nichtsdestoweniger mögen hier einige Beispiele angeführt werden, wie man eigentlich das Wunderding einzuurichten gedenkt, um in Zukunft eine beständige äußere Kraftzufuhr zu einer Arbeitsmaschine unnöthig zu machen, denn das ist ja der springende Punkt der ganzen Sache, daß die Zukunftsmaschine nicht mehr von außen mit immer neuem Kraftmaterial gespeist wird, sondern die ihr ein einziges Mal zum Beginn ihrer Arbeit mitgetheilte Kraft hinreichend soll, um sie dauernd in Thätigkeit zu erhalten. Wie einfach sich ein solcher Erfinder die Lösung dieser Aufgabe denkt, hat er uns mit wenigen Worten erklärt. „Ich konstruire“, ist seine Meinung, „ein Rad, welches sich um eine Achse dreht und mehrere Speichen hat. Jede Speiche ist als eine Laufbahn für eine schwere Kugel eingerichtet, und wenn ich jetzt das Rad in Drehung versetze, so dreht es sich fort und fort, bis es überhaupt entweicht.“

Und womit erklärt uns der Mann die fortwährende Drehung seines Wunderderrats? Ganz einfach durch die Wirkung der Kugeln. Diese Dingerchen laufen nämlich auf denjenigen Speichen, welche sich beim Drehen des Rades auf der einen Radseite senken, nach den äußeren Speichenenden und wirken daher mit den ganzen Speichenlängen als Hebelarme in dem einen Sinne drehend auf das Rad, während die Kugeln der nach oben gehenden Speichen wieder gegen die Radnabe zurollen, also mit immer kleineren Hebelarmen im anderen Sinne auf das Rad drehend einwirken. „Also“, erklärt der Erfinder zum Schluß, „habe ich einen Leberstoß an Drehkraft in der einen Richtung und mein Rad läuft um, so lange das Radmaterial zusammenhält.“

Wenn der gute Mann nunmehr seine famose Idee praktisch versucht, so will das Radchen aber durchaus nicht umlaufen und hat auch gar keine Veranlassung dazu, denn jede Kugel einer minder hochgehenden Speiche läuft erst dann von dem äußeren Speichenende nach der Radnabe zurück, wenn die Speiche über die horizontale Lage gekommen ist; auf dem Wege der Speiche von deren unteren feinsten bis zur horizontalen Lage verbleibt aber die Kugel an dem äußeren Speichenende. Was also auf der einen Seite des Rades die niedergehenden Kugeln an Dreharbeit leisten, ist der Kraft gleich, welche zum Anheben der Kugeln auf der anderen Seite nöthig ist; die auf das Rad einwirkenden Kräfte halten sich also im Gleichgewicht und das Rad denkt an keine Bewegung.

Etwas mehr Scharfsinn, wenn auch ebenso große Unkenntniß und Verachtung der mechanischen Gesetze zeigt ein anderer Erfinder, welcher für folgende Zukunftsmaschine Gläubige sucht. Er führt uns auf dem Papier einen Wassermotor vor. In einen Wasserbehälter hat er ein Schöpfrad gesetzt, welches durch eine anfängliche Drehung eine gewisse Menge Wasser anhebt und in einen anderen Wasserbehälter schüttet. Aus diesem läuft das Wasser über ein zweites Rad in den ersten Behälter zurück und dreht dabei das zweite Rad wie ein Mühlenrad um. Damit nun das erste Schöpfrad Wasser beständig aus dem ersten in den zweiten Behälter schöpft, sich also beständig dreht, hat der Erfinder zwischen den beiden Nädern eine Verbindung durch zwei ineinander greifende Zahnräder von verschiedenen Durchmessern hergestellt. Alsdann ist das Kunstwerk fertig und die ewige Bewegung kann nach Ansicht unseres Erklärers nicht ausbleiben. Maß doch, wie der Mann glaubt, das vom Wasser gedrehte Mühlenrad durch sein Zahnrad das Zahnrad des Schöpfrades und damit auch letzteres umdrehen, welches das in den ersten Behälter beständig zurückfließende Wasser dem zweiten Behälter immer wieder von Neuem zuführt.

Wo liegt nun hier der Trugschluß, mit dem der Mann nicht nur sich, sondern auch wohl noch manchen Anderen betört? Der Mann ist deshalb von falschen Schlüssen gekommen, weil er den mechanischen Grundfah nicht beachtet hat, daß, was man auf der einen Seite an Kraft gewinnt, auf der anderen Seite an Kraftverlorenheit verloren geht und umgekehrt.

Darin liegt überhaupt das Unglück, daß die Leute, welche an eine Möglichkeit des Perpetuum Mobile glauben und sich die Lösung dieses unmöglichen Problems als Lebensaufgabe gestellt haben, die Grunds- und Verhältnisse der Mechanik entweder nicht genügend kennen oder sich darüber mit einem mitleidigen Achselzucken hinwegsetzen. Sie scheinen fast zu glauben, daß ihre Zukunftsmaschine über diesen Gesetzen steht.

Es sind diese Leute, abgesehen von ihrem großen Irrthum, keineswegs geistig beschränkt, sondern verrathen vielmehr ein recht gutes Geschick zur Zusammenstellung mechanischer Gebilde. Mögen sie daher auf dem noch immer fruchtbarsten Gebiete der Erfindungen nicht mehr gerade den unfruchtbarsten Acker bebauen, von dem sie niemals ernten werden, sondern mögen sie mit ihren Kräften neue lebensfähige Dinge schaffen, ihnen und ihren Witmenschen zum Segen!

Selbstverstümmelung bei Thieren.

Es ist bekannt, daß viele Thiere, um sich aus der Gewalt eines Feindes zu befreien, irgend ein Glied ihres Körpers abbrechen und zum Opfer bringen. Professor Fredericq in Vättich, der in dieser Hinsicht viele Beobachtungen angestellt hat, erzählt darüber u. a. Folgendes:

„Als Schulknabe brachte ich gern nach jedem Flußbade ein paar Krebse mit nach Hause. Bei diesen Krebserien hatte ich jedoch bisweilen das Unglück, statt des ganzen Thieres nur eine Schere zu bekommen, die es beim Ergreifen derselben in meiner Hand zurückließ, während das Thier sich eilig in den hintersten Theil seiner Höhle zurückzog. Dies that mir anfangs leid, weil ich meinte, dem armen Nichtgroße Schmerzen vernachlässigt zu haben. Als ich jedoch später die Beobachtung machte, daß das werthlose Glied durch ein neues ersetzt wurde, und mir einmal beide Scheren, bevor ich noch recht daran gezogen hatte, zugleich in der Hand zurückblieben, wurde mir klar, daß ich weniger als der Krebs selbst Ursache dieser Verstümmelung war. Bei meinen späteren Ausflügen an dem Strande der Nordsee machte ich an dem Strandstrabe dieselbe Beobachtung. Es genügt schon, ein solches Thier reich bei einer seiner Scheren zu erfassen, damit dieselbe zerbrach und zwischen den Fingern zurückblieb.“

Auger bei dem Hummer, dem Flußkrebs und den verschiedenen Krabben beobachtet man die Selbstverstümmelung auch bei der Garnele, der Languste, dem Heuschreckenkrebs und dem Dogenkrebs. Doch ist diese Erscheinung keineswegs auf die Krebsartigen Thiere allein beschränkt. Thue einen Finger nach zu machen, haben wir hinreichende Gelegenheit, ähnliche Beobachtungen ganz auf dem Trocknen ausführen zu können, und zwar bei den Insekten, unter welchen sich besonders die hüpfenden Geradflügler, die Zweiflügler mit auffallend langen Beinen, wie die Schnaken, einige Schmetterlingsarten und noch manche andere durch die eigenthümliche Eigenschaft auszeichnen, daß sie bei großer Gefahr sich ihrer Beine entäußern. Wenn sollte es in seiner Jugend nicht begegnet sein, daß ihm ein Grashüpfer, der er nach langer, mühevoller Verfolgung endlich gefangen hatte, wieder entwich, indem derselbe das Bein abbrach, an dem er festgehalten wurde.

Der „Weberknecht“ sowie die Kreuzspinne entäußern sich sofort eines Beines, wenn wir das Thier berühren, und die Spinne läßt bei der leisesten Berührung zwei oder mehr Beine auf unserer Finger zurück. Ebenso brechen einige Vertreter der Sechsfüßerarten denjenigen Theil ihres Körpers, der von der Hand eines Feindes ergriffen wird, ab, während Blindfische und Eidechsen ihren Schwanz in unserer Hand zurücklassen, sobald wir denselben berühren.

Am interessantesten aber ist die Selbstverstümmelung der Seeesterne, von denen Professor Preyer in Jena höchst merkwürdige Beobachtungen mitgetheilt hat. Der zartarmige Seeesterne zeigt sich uns selten mit seinen sieben gleichen Armen, da er deren meist drei oder vier in dem Bestreben, sich vor einem Feinde zu retten, verloren hat. Das Auf-fallenste dabei ist aber, daß sich nicht nur die zurückgelassenen Stümpe wieder zu vollständigen Armen entwickeln, sondern daß auch die abgelösten Arme noch zu leben fortfahren, bald neue Arme austreiben und sich zu einem ganzen Thiere vervollständigen. Ebenso hat die Selbstverstümmelung bei dem Haarsterne einen kaum glaublichen Grad erreicht. Dieser Polyp, dessen Scheibe im Mittelpunkte durch Elektricität gereizt wird, verliert von seinen zehn Armen einen nach dem anderen, bis ihm nur einer übrig bleibt, doch auch dieser löst sich ab, sobald er noch besonders gereizt wird. Jeder einzelne gereizte Arm zerbricht sich unmittelbar in mehrere Stücke, die bei einigen Arten dieser Thiere im Stande sind, sich wieder zu einem vollständigen Lebewesen zu ergänzen.

Um für die merkwürdige Erscheinung der Selbstverstümmelung bei den Thieren eine natürliche Erklärung zu finden, könnte man leicht annehmen, dieselbe sei einer übermäßigen Zerbrechlichkeit der Gliedmaßen dieser Thiere zuzuschreiben. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Durch vielfache Versuche ist erwiesen, daß z. B. bei einer toden Krabbe die Beine eine ungemaine Widerstandsfähigkeit besitzen und eine Zugkraft ertragen, die das Körpergewicht des Thieres hundertmal übertrifft. Ebenso hat Professor Fredericq festgestellt, daß es, um den Schwanz der Blindfische zu brechen, einer Kräfteanstrengung bedarf, welche 25 Mal so groß ist, als das Gewicht des Thieres beträgt. Daraus ist ersichtlich, daß die Amputation der betreffenden Gliedmaßen nicht durch den Mangel an Widerstandskraft derselben hervorgerufen wird, sondern durch eine äußerst kräftige Willensäußerung. Jedoch ist man hierbei auf Grund vielfacher Versuche zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Wille des Thieres keineswegs immer erst nach benutzter Ueberlegung wirkt, sondern in vielen Fällen als unbewußter Reflexinstinct gewisse Reflexbewegungen veranlaßt, welche die Abtrennung des Gliedes zur Folge haben.

Einer der größten Milchhändler Londons ist der britische Minister des Auswärtigen, Lord Rosebery. Er hat das Geschäft, welches er unter fremdem Namen betreibt, so einträglich gefunden, daß er es fortwährend zu vergrößern bestrebt ist. Seine Agenten haben deshalb den Auftrag, jede Volkerei, die zu haben ist, anzukaufen, wenn der Preis einigermassen angemessen ist.

Was ist Castoria? Castoria ist Dr. Samuel Pitche's Verordnung für Säuglinge und Kinder. Es enthält weder Opium noch Morphin, noch andere narkotische Bestandtheile. Es ist ein unschädlicher Ersatz für Paregorica, Tropfen, „Soothing Syrup“ und Castor Oil. Es schmeckt gut. Für seinen Werth bürgt die Thatsache, daß Millionen Mütter es seit dreißig Jahren anwenden. Castoria verhindert das Auswerfen von saurem Speichel; heilt Diarrhoe und Wind-Kolik. Castoria erleichtert die Beschwerden des Zahnens, kurirt Verstopfung und Blähungen. Castoria befördert den Stoffwechsel, hält den Magen in Ordnung, regulirt den Stuhl und verleiht gesunden, natürlichen Schlaf. Castoria ist das Universalmittel für Kinder — der Mütter Freund.

The Centaur Company, 77 Murray Str., New York City.

Das Deutsch-Amerikanische Kochbuch. Ein neues Kochbuch, welches besonders für den Gebrauch der deutsch-Amerikaner bearbeitet ist, welches alle Arten Kochkunst enthält. Deutsch und Amerikanisch. Verschiedene Recepte und häusliche Medicamente. 388 Seiten 8 1/2 bei 6. Illustriert. — Dauerhaft eingebunden in wasserdichten grünen Deckung. Metall Preis \$1.75.

Dieses Kochbuch geben wir frei Jedem, der uns einen neuen Abonnenten für den „Anzeiger und Herald“ einfindet (auf ein Jahr im Voraus bezahlt). Ebenso erhält jeder Abonnent, der auf ein Jahr im Voraus bezahlt und 50 Cent's ertra, das Kochbuch als Prämie. Macht Euch diese Gelegenheit zu Nutzen.

MEIER & SCHIMMER, Eigenthümer des „Cash“ Fleisch Marktes. Das beste Fleisch. Haben seit Eröffnung ihres Geschäftes sich den Ruf erworben u. erhalten stets das beste Fleisch zu liefern und zwar zu den niedrigsten Preisen. — Alle Arten frisches und geräuchertes Fleisch, Wurst, Geflügel usw., stets an Hand. Reelle Bedienung ist unser Motto!

Erste National Bank, F. H. Wolbad, Präsident, Chas. F. Bentley, Kassirer. Capital \$100,000, Ueberschuss \$45,000.

Thut ein allgemeines Bank-Geschäft! Um die Kundenschaft der Deutschen von Grand Island und Umgegend wird ergebenst gebeten.

Hall County Lumber Yard. (Nordseite der U. P. Bahn, Front u. Encamore Str.) Die besten Sorten Kohlen an Hand! Gutes Gewicht! Niedrige Preise! Kommt und seht uns, oder telephonirt, No. 56.

Grand Island Marble Works I. T. PAINE & CO., Eigenth. Grabsteine und Monumente von Marmor und Granit, aller Arten. Dr. H. C. Miller, Zahn-Arzt. Office im „Independant“ Gebäude. — Zahne schmerzlos ausgezogen. '18-01